

Ein Besucher in Palästina traf an einer Wasserstelle auf drei Hirten, die ihre Tiere nicht nach Herden getrennt, sondern gemeinsam tränkten. Wie sollte da der einzelne seine Schafe wieder herausfinden? Als sich die Tiere satt getrunken hatten, nahm der eine Hirte seinen Stab und rief: „Men - ah!“ (Folgt mir!) Und sogleich schloß sich ihm seine Herde an. Dann rief der zweite Hirte - und das gleiche geschah. Der Besucher fragte nun den letzten Hirten: „Würden deine Schafe auch mir folgen?“ Der Mann schüttelte den Kopf: „Versuch es!“ Daraufhin zog der Fremde den Mantel des Hirten an, band sich das Kopftuch um, griff den Hirtenstab und rief: „Men - ah!“ Aber kein Tier folgte. „Wie kann das sein?“, fragte er den Hirten. Dieser lächelte: „Nur wenn ein Tier krank ist, folgt es dem Nächstbesten.“

Die Tiere folgen ihren Hirten, weil diese sich das Zutrauen ihrer Herde erworben haben: sie führen sie auf sattes Weideland und an frische Wasserquellen. Sie kräftigen die schwachen und behüten die starken Tiere. Sie bringen die verlorengegangenen zurück, halten die Herde zusammen und geben ihr Schutz vor den Raubtieren der Nacht.

Der Hirt muß nicht zuerst aussehen wie ein Hirt, er muß vor allem einer sein. Die Tiere erkennen ihn an dem, was er für sie tut. Mit der Stimme des Hirten verbinden sie seine ganze Fürsorge.

Mit uns Menschen ist es nicht anders, schon entwicklungsgeschichtlich. Ein Neugeborenes erkennt zuerst die Stimme der Eltern, bevor es richtig sehen kann. Die Stimme ist ausschlaggebend. Nahrung und Kleidung allein reichen nicht aus. Ein rundum versorgter Mensch würde verkümmern und sterben, wenn er nicht angesprochen würde. Die Stimme der Eltern steht für Wärme, Liebe und Schutz.

Wer als kleines Kind schon einmal aus einem nächtlichen Traum aufgeschreckt ist, erinnert sich sicherlich an den Trost solcher Stimmen in der Dunkelheit. Eine fremde Stimme hätte da kaum eine Chance.

Die Stimmen der Menschen, denen wir vertrauen, sagen uns tief im Innern, daß es gut wird mit uns und unserem Leben. Sie wecken die positive Haltung, selbst den Schritt in dieses Leben zu wagen. Welche Stimmen fördern uns und bringen etwas in uns zum Klingen? Welche hindern und blockieren uns? Wissen wir das zu unterscheiden? Wer ein gesundes Gespür hat, folgt nicht dem Nächstbesten, er hört auf den Klang und prüft die Stimme.

Gleichwohl fragt sich: „Auf wen oder was sollen wir hören? Welcher Ton unter den vielen Geräuschen ist richtig? Wem können wir folgen und vertrauen?“ Das sind nicht erst Fragen unserer Zeit, die vielfach unüberschaubar geworden ist. Das sind auch schon Fragen der Menschen zur Zeit Jesu.

Die Adressaten des Johannesevangeliums lebten als verfolgte Anhänger Jesu in einer angefochtenen Situation: Lohnte es sich, auf Jesus zu vertrauen, oder würde es letztlich nur Tod und Verderben bringen? Würde die Verheißung neuen Lebens tragen, oder mußte man eher glauben, aus der Liebe Gottes herausgefallen zu sein?

Auf solche Fragen antwortet das Johannesevangelium mit der Bildrede vom guten Hirten.

Dabei ist dieses Bild alles andere als ein idyllisches oder romantisches. In der Bibel hat es einen konkreten politischen Hintergrund. Die Könige Israels ließen sich vom Volk gern Hirten nennen. Leider hat Israel mit seinen Königen oft schlechte Erfahrungen gemacht. Vielen von ihnen ging es nur darum, sich auf Kosten des Volkes zu bereichern und Macht anzuhäufen. Hirten, die nur sich selbst weiden: dieses Bild spricht dem ursprünglichen Anliegen Hohn. Der Prophet Ezechiel führt deshalb eine vernichtende Anklage gegen solche „Hirten“: „Ihr trinkt die Milch, nehmt die Wolle für eure Kleidung und schlachtet die fetten Tiere, aber die Herde führt ihr nicht auf die Weide. Die schwachen Tiere stärkt ihr nicht, die kranken heilt ihr nicht, die Verletzten verbindet ihr nicht...“

Da kommen mir so manche Despoten von heute in den Sinn, die ihr Volk auspressen, darben lassen und ans Messer liefern.

Ezechiel setzt diesen Herrschern das Bild eines Hirten entgegen, der diesen Namen wirklich verdient. Er spricht von Gott als Hirt, der den verlorenen Schafen nachgeht, der die vertriebenen zurückbringt, die Verletzten verbindet, die Schwachen kräftigt und die Fetten und Starken behütet.

Auf dieses Bild nimmt das Johannesevangelium Bezug. Der Evangelist stellt Jesus als genau den dar, der dieses Bild einlöst. Mit seinem ganzen Leben steht er dafür ein. Dieser Hirt ist um seine Schafe bemüht; sie kennen seine Stimme und folgen ihm.

Manche Menschen stören sich an diesem Bild. Sie möchten nicht als Schafe tituliert werden. Das greift jedoch zu kurz. Von der Sache her ist etwas ungemein Schönes ausgesagt. Jesus kennt und liebt jede und jeden uns – ganz persönlich. Er setzt alles daran, daß es uns wohlergeht, daß wir uns nicht verlieren oder aus dem Blickfeld Gottes geraten. Auf ihn zu hören ist besser, als den erstbesten Stimmen nachzulaufen. Sich an den „Guten Hirten“ zu binden, eröffnet uns das Leben in Fülle, von dem Jesus gesprochen hat.

Dieses Leben zu suchen, gerade auch in der Kirche, damit tun sich viele Menschen schwer, besonders diejenigen, die nicht nach den offiziellen Normen leben und deren Biographie Brüche hat.

Gerade für sie könnte das nachsynodale Schreiben von Papst Franziskus „Die Freude (an) der Liebe“, das soeben erschienen ist, ein Lichtblick sein.

Das Schreiben (von dem ich bislang wegen seiner 300 Seiten nur eine Zusammenfassung lesen konnte) betont nicht das Ideal menschlichen Lebens oder einer Familie, sondern die reiche und komplexe Realität, in der sich Menschen heute befinden. Es würdigt Ehe und Familie als echten Weg zur mystischen Vereinigung mit Gott und spricht von der Berufung der Familie.

Dabei weicht „Amoris laetitia“ nicht von bisher geltenden Anschauungen, z.B. zur Sakramentalität oder Unauflöslichkeit der Ehe, ab. Aber: das Schreiben verweist immer auf die Konkretheit der Lebenssituationen und spricht sehr deutlich davon, die Lehre der Kirche müsse dem Prinzip der Inkulturation folgen. Sie muß sich in die konkreten Lebensumstände und Traditionen verschiedener Regionen und Länder hinein übersetzen.

Papst Franziskus zeigt keine für alle gleichermaßen verbindlichen Lösungen in Konfliktsituationen auf. Vielmehr setzt er auf die Selbständigkeit und Verantwortlichkeit der jeweiligen Länder und Kulturen. Also: weg von römischem Zentralismus, hin zu mehr Dezentralisierung und Synodalität.

Daß Lösungen in bestimmten Situationen sich nicht allein von der Norm her finden müssen, sondern vor allem von den Zielen und den individuellen Bedingungen her, stellt m.E. einen größeren Schwenk dar, als es bislang so wahrgenommen wird. Zugleich sucht Franziskus die Balance zwischen denen, die sich allzusehr an Normen klammern und denen, die sie am liebsten aufheben würden.

Der Verweis an die Verantwortung und die Selbständigkeit vor Ort zeigt mir auch, daß das Anliegen des Papstes ein dialogisches ist. Es geht ihm nicht darum, daß alle nur auf die Stimme dieses einen „Oberhirten“ hören. Alle sollen sich vom Ruf durch Jesus Christus leiten lassen und miteinander im Gespräch sein. Damit würde das Bild vom Guten Hirten und den Schafen, die ihm anvertraut sind, auch für heute fruchtbar gemacht als ein Bild für die gegenseitige Sorge um das Leben und das Heil der anderen.

Nach langen Jahren restriktiver Kirchenpolitik werden damit nicht nur die Seelsorger in den Ortskirchen in ihrer Kompetenz wieder ernst genommen, sondern alle, die nach einem verantworteten Leben im Glauben und in und mit der Kirche suchen.